





# Stefan Wieser

Die Schneereise des weisen Knaben Ludwig,  
der nach Transjulien reiste,  
obwohl er keine Beine hatte

In winterlichen Wörtern aufgeschrieben

Übertragen aus dem Transjulischen  
von seinem Herausgeber

Impressum:

© 2023 Stefan Wieser

Herausgeber, Autor: Stefan Wieser

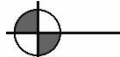
Umschlags- und Innenillustrationen: Stefan Wieser

Illustrationen zum Gedicht- und Liederzyklus „Winterreise“

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

ISBN: 978-3-99152-604-9 (Paperback)



PRINTED IN  
AUSTRIA

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.





*Am leuchtenden Sommermorgen  
geh' ich im Garten herum,  
es flüstern und sprechen die Blumen,  
ich aber wandle stumm. (H.H.)*

„Für meinen einzigen Freund“  
(Der Herausgeber)

## 1. Teil

*Beine* (Aus Ludwigs transjulischen Aufzeichnungen)

Am leuchtenden Sommermorgen bin ich noch niemals im Garten herumgegangen. Dabei schließt sich doch unserem Haus, auf dessen Etagen und Zimmer und Säle verteilt wir Kinder wohnen, ein Garten an. Weit hinten an der Grundstücksgrenze, hinter der sich eine stille Straße mit weißen Wohnhäusern befindet, fast wie in Bewegung, liegt diese Gartenlandschaft sogar gänzlich verwildert da, mit zwei Birnbäumen und einem echten Rosenhag, der einen Holzzaun überwuchert. Menschen betreten die Wohngebäude jenseits des Zaunes oder verlassen sie, sonntags und jeden Tag und zu Mittag und abends, wie es immer nur Menschen zu tun pflegen, die in keinem Spital leben mit seinen Mittagessenszeiten und dem einen Korridor, den ich täglich durchqueren muss und den rosa-süßlichen Geruch immer desselben Medikamentes darin rieche. Es geschieht immer dasselbe, derselbe Abschnitt Zeit hält uns immer fest und trägt uns doch weiter. Zeit. Indem sie vergeht, vergehen wir. Nur der Garten verändert sich jeden Tag ein Stück. Wie jedoch gesagt, bin ich noch nie durch das rund um die beiden Bäume ausgestreute Laub gelaufen und bis zu den Knien darin versunken, im Herbst beispielsweise.

Ich, Ludwig, bin nicht der einzige, der ohne Beine hierherkam. Bei den einen war es die Benzolfabrik oder das Thalidomid, dem ältesten von uns hat man sie abgenommen, weil ihm die Beine zuvor im Land Afghanistan zerschmettert worden waren und er mit seinem zertrümmerten Körper noch drei Wochen versucht hatte sich durchzuschlagen, als einer der vielen Boten, die man ständig abweist, bis man ihn, einen etwas dunkelhäutigen Knaben von fünfzehn Jahren, an einem nebligen Morgen in einem Grenzbach liegen fand. Er kam zu uns, drei Monate nachdem seine Beine bereits auf sicherem Boden gestanden hatten

und ihm dann doch abgenommen worden waren. Er hatte in dieser Morgenfrühe (mit ihren Maskengestalten in Sturmanzügen und dem aufgenähten Polizeiadler, ferner zwischen Blitzindrücken und Wahrnehmungsrissen und Nebelbildern) sogar das Wasser des Grenzbaches auf den Boden des Ambulanzfahrzeuges tropfen sehen, aus seinen Hosenbeinen heraus, als man ihn ins Krankenabteil hineinschob. Das war ihm wie ein gutes Zeichen erschienen, das er sich zu merken vorgenommen hatte, damit er eines späteren Tages darüber erzählen könne. Dabei hat die Knochensäge auf seine Beine gewartet, die er den weiten Weg mitgebracht hatte. Jetzt liegt er in seinem Bett am Fenster drüben in einem anderen Gebäude und lernt Bücher zu lesen, die von Tänzern geschrieben worden sind.

Bei den anderen, die in meinem Umfeld leben, stellte man bei der Geburt oder kurz danach fest, es fehle ihnen das Gehör oder das halbe Herz oder etwas anderes wesentliches. Sie fallen alle in die Zuständigkeit des Sanatoriums, das *Auge Gottes* heißt, dem der Garten benachbart liegt, in dem ich noch niemals herumgegangen bin. Wenn wir groß geworden sind, wird man uns verlegen.

Einige von uns erblickten das Licht der Welt erst gar nicht. Ihre unfertigen Gesichter glitten aus dem Schoß und tauchten schlagartig in ein Lichtbad der Lichtstärke 1000 im Kreißsaal unter der Operationslampe ein. Davon aber haben sie nichts gesehen. In den Augen solcher Kinder oder vielmehr statt ihrer Augen liegt nur eine bodenlos tiefe Dunkelheit in ihrem Gesicht, trübe Sümpfe unterhalb der Augenbrauen. Die Kinder, die auf diese Weise Höhlen statt Augen aufweisen, sitzen in den Gängen auf den Steinfliesen am hellsten Sommertag und krabbeln auf ihnen herum. Sie finden auf wundersame Weise den Weg. Durch Rundbögen fällt die Sonne und füllt die Gänge mit Licht. Seen von Licht bedecken dann die Fliesen. Die Zeit vergeht so langsam, dass die langen Steingänge unseres *Auge Gottes* sich nach der Erdkrümmung zu biegen anfangen. Die blinden Kinder tasten und tasten, auf den Knien rutschend, dem Ende eines Korridors entgegen. Das war erst gestern gewesen. Hinter der Erdkrümmung verschwanden sie dann und waren nicht mehr gesehen. Die Zeit aber reicht viel weiter zurück als bis gestern.

Früher einmal lag ich in meinem Wiegenbett und wartete jeden Tag darauf, dass mir die Beine zu wachsen anfangen würden. In jeder der damaligen Stunden ließ ich die ersten Wörter, die



ich denken konnte, ungefähr fünfzig an der Zahl, in meinen Gedanken herumschwirren. Ich sagte zum Beispiel: „Heute“.

Am nächsten Tag fügte ich hinzu: „Heute!“

Das ging eine gewisse Zeit so. Meine konzentrierten Blicke standen täglich und stündlich in voller Anspannung auf die Unterseite meines Körpers gerichtet, zielgerichtet geradezu. Wie bei einem gespannten Bogen zogen meine Augen in solchen wiederholten Stunden während meiner Wiegenzeit die beiden Beinansätze an sich. Wolken und Sonne gingen hinter durchsichtigen Vorhängen vorüber. Jedes Kribbeln an den Stümpfen hielt ich für ein Anzeichen des bevorstehenden Beinwachstums. Als ich schon über dreihundert Wörter verfügte, konnte ich bereits Wachstumsbefehle erteilen. Ich dachte natürlich, als Generaldirektor meines Körpers sei ich verantwortlich für seine rechtzeitige Fertigstellung. Damit kam auch schon der Gedanke in mir auf, es könne etwas nicht rechtzeitig fertig werden. Einen kleinwinzigen Fortschritt glaube ich aber doch erreicht zu haben. Ein Wachstum von ungefähr einem Millimeter müssen meine Wieged Gedanken dann doch bewirkt haben.

### *Rollfederspringer*

Eines Tages, an einem Frühlingsvormittag, führte mich mein Freund, der große Schmiedemeister, in seine Werkstatt. In seinem silberglitzernden Bart verfing sich das Sonnenlicht und ließ die langen Barthaare wie Spinnweben aussehen. Man mochte beim Anblick seines Bartes meinen, der Altweibersommer habe auf einen verfrühten Blick hereingeblinzelt. Eine ganze Atemstille lang stand er vor meinen Rollfederbeinen, seinem fertiggestellten Werk. Als er bemerkte, wie ich vor Spannung und Erwartung die Luft anhielt, sagte er ernst zu mir:

„Du *hast* keinen Rollstuhl, du *bist* der Rollstuhl“.

Dann klappte er eine Reihe von Scharnieren auf und öffnete eine Anzahl von Verstrebungen, um sein vollendetes Meisterwerk meinem Körper anzupassen.

„Ikarus“, sagte er, und bei diesem einen und letzten Wort blieb es auch.

Eine Spinne krabbelte in diesem Augenblick über die blankgefeigte Platte seines Arbeitstisches. Ich bin es ja gewohnt, nicht mehr in dem Ausmaß wie früher mein Augenmerk auf Wesen zu richten, seien es Menschen oder Spinnen oder Heuschrecken, die im Unterschied zu mir unter ihrem Körper richtig

gewachsene Beine tragen. Aber was dieses Kunstwerk meines Freundes, des großen Schmiedemeisters, betraf, wusste ich so gleich Bescheid, es sei viel kunstvoller gefertigt als Beine es jemals hätten sein können. Mit einer einzigen Hebelbetätigung vermochte ich nun Räder unterhalb meines Körpers auszufahren, konnte wechselweise auf Hebeldruck mittels vielgelenkiger und nach allen Richtungen biegsamer Sprungbeine mich an die Erde binden. Von da verfügte ich über Möglichkeiten, durch Sprungfederrückstoß und Auftriebsflächen, die an meinem Körper befestigt wurden, der Erdkrümmung mit den blinden, krabbelnden Kindern nachzufolgen, obwohl ich von Natur aus so als losgelöster Rumpf ohne Erdenhaftung zur Welt gekommen bin. Jetzt brauchte ich nur die Stirn gegen eine dem Druck nachgebende Längsstrebe zehn Zentimeter vor meinem Kopf zu pressen, um den Mechanismus auszulösen. Kaum war ich eine Runde etwas im ziellosen Kurs durch Gewichtsverlagerung steuernd um seinen Konstruktionstisch gefahren, als der schweigend zusehende Daidalos mir den Brems- und Lenkmechanismus zeigte. Zum Stillstand gekommen, erfuhr ich, durch welchen Hebeldruck sich die künstlichen Beine – vielmehr die Kunstbeine – in eine Art von Steuerruder verwandelten. Der Schmiedemeister, mein Freund, bedeutete mir stumm, ich solle die Hände zu Hilfe nehmen.

„Welche Hände denn?“, fragte ich, denn ich bin ja doch nicht wie die anderen Menschen mit Händen und Armen zur Welt gekommen.

Er nickte und legte an jede meiner Schultern eine Art von Gelenk an, das über mehrere Federzüge, Rollscharniere, Greifzüge, Sprungfedern und Schubstangen mit einer Handapparatur in Verbindung stand. Meinen Schultern entspringen nämlich die Wurzeln von Muskeln. Sie kontrahieren und entspannen sich in einem fort, wobei ich aber keinen besonderen Einfluss auf ihr Eigenleben nehme, welches sie da so führen. Dazu sind nur die Menschen imstande, denen aus diesen Schösslingen auch Arme entsprossen sind, was bei mir doch nicht der Fall ist. Kaum aber lagen meine Schultern in den Apparat eingespannt, fühlte ich sofort, wie die Greifer, die natürlich die Hände ersetzten, meinem Willen gehorchten und meine ins Leben erwachte mechanische Maschine steuern konnten. Von diesem Augenblick an handelte es sich bei der Erfindung meines Freundes um ein lebendiges Gesamtwesen, in dessen Mittelpunkt *ich* stand.

Inzwischen glänzte von draußen durch das Werkstattfenster die Nachmittagssonne ein wenig herein. Als ob wir in einem Augenblick denselben Gedanken gehabt hätten im Anblick der Sonne, richtete Daidalos den letzten der drei Hauptmechanismen ein, damit ich auch fliegen könne. Mein Freund, der Schmiedemeister, tat dies alles mit stummen Bewegungen, denn viel zu reden war seine Sache nicht. Ich glaube, er wusste zu diesem Zeitpunkt viel besser über Transjulien Bescheid, und das will viel heißen, weil man von Transjulien nur dann richtig etwas wissen kann, wenn man gerade dort ist.

Die hereinscheinende Sonne tat mir weh. Eifrig half ich mit, die Einrichtung meines neuen Körpers zu beenden. All diese Gedankenexperimente meiner Wiegenzeit gingen von einem Tag auf den anderen und in dieser einen einzigen Stunde in den Fertigstellungsprozess des Gegenstandes über, mit dem diese meine Gedanken sich so lange beschäftigt hatten. Sofort erkannte ich alle jene müde aufgegebenen und liegengebliebenen Gedanken wieder. Mein Freund, der Schmiedemeister, viel hurtiger als ich in meinem Wiederaufsammeln der einstmals angespannt hervorgebrachten Befehlswörter an meinen Körper, brachte in zehn Minuten fertig, worum ich mich einmal zehn Wochen vergeblich bemüht hatte. Während die Anpassung an meine vorhandenen Körperteile erfolgte, gab ich der Erfindung meines Freundes Namen: Rollfederspringer, Flugradbeine, Siebenmeilenfeder – solche Bezeichnungen kamen mir dabei in den Sinn. Mit Gedanken dieser Art, Beschäftigungen und Anpassungen ging uns beiden Werksleuten also der Nachmittag vorüber und geriet uns wohl, während Daidalos, der große Schmiedemeister, die letzten Handgriffe tat. Schweigend stand er vor mir und seinem Werk, das er erst jetzt zur Vollendung gebracht hatte, indem seine Erfindung und ich eines waren.

### *Kleiner Stern*

Es verging einige Zeit. Ich übte lang und mein Freund, der Schmiedemeister, brachte mir alles bei, was ich über meine Fortbewegung wissen musste. Der Frühling ging schnell vorüber, dann zog der Sommer ins Land. Wir saßen oft an seinem Arbeitstisch beim Werkstattfenster, an dem er mich lehrte, immer und immer wieder mit Zirkeln und Linealen seinen Kunstapparat nachzuzeichnen, damit ich ihn bis ins Letzte verstünde. Einmal, es war an einem Herbsttag gewesen, waren wir,

nachdem ich ein Kästchen, in dem ich die Zeichenbehelfe unterbrachte, verschlossen hatte, hinausgefahren, um auszuprobieren, wie es sich zum ersten Mal in die Welt hinausfährt mit neuen Rollfederbeinen. Nach langen Übungen und Versuchen gerieten wir gegen Ende des Tages auf einen Hügel, von dem aus der Ausblick in die Ferne des wellenartigen Landes an einer blau schimmernden Bergkette auf unbestimmte Weise endete, weil dahinter neue Weite lag. Da sagte er zu mir:

„Fahr nach Hause nach Transjulien“.

So hatten seine Worte gelautes. Damit holte er einen kleinen Stern aus seiner Gürteltasche, die er immer an seine linke Hüfte geschnallt trug, und befestigte ihn wie einen Polarstern nördlich über meinem Kopf. Ich habe später nichts mehr gehört von dem Schmiedemeister, dem ich es verdanke, dass ich schneller und weiter komme in einer Stunde als die anderen Menschen an einem ganzen Tag, obzwar sie doch über Beine verfügen.

### *Transjulien (Der Herausgeber)*

Mein einziger Freund – wo liegt Transjulien? Wo liegt es nicht? In Transjulien – mein einziger Freund du – spricht man eine Landessprache, in der kein Ding der Welt ausgedrückt werden kann. In transjulischer Sprache spricht man herüber auf unserer Seite alles Verneinte aus. Auch wir sind einmal verneint worden. Bei uns ist es Winter. Wir leben getrennt von euch, mein Freund du. Dennoch will ich aufbrechen und dich suchen gehen und dich auffangen, obwohl Transjulien, das Trennende, zwischen uns liegt. Es liegt so vieles Trennendes zwischen uns, dass die Spannkraft meiner Gedanken oft nicht ausreicht, etwas dich Betreffendes zu denken. Im milchigen Licht dieses Wintermorgens habe ich mich, in meinen Mantel in der strengen Kühle der ungeheizten Werkstatt eingewickelt, an den Schreibtisch vor dem Fenster gesetzt, an dem einmal der Schmiedemeister Daidalos seinen Bewegungsapparat entworfen hat. Hierher bin ich zurückgekehrt. Plötzlich schreibe ich auf ein leeres auf dem Tisch vorgefundenes Blatt:

„Transjulien ist das größte Hindernis der Welt“.

Wenn man am Morgen weiß, man sei im Traum der vergangenen Nacht in Transjulien gewesen und sei in diesem Schlaf von allem getrennt worden, was davor war, dann trifft dieser Satz zu.

Die Werkzeuge und der Konstruktionstisch des großen Schmiedemeisters sind in irgendeinen Schuppen im Park des Spitals verfrachtet worden. Er selbst muss in einem der Fliesengänge in einem der Pavillons über die Erdkrümmung davongewandert sein, eines Tages, so nach plötzlichem Entschluss. Beinahe will ich meinen, man könne jederzeit erwarten, wie die Tür der Werkstatt aufgeht und er eintritt, nachdem er einmal auf dem Rücken der Welt den Erdball umrundet hat. Aber er ist auf der anderen Seite geblieben. Dort liegt möglicherweise Patagonien. Jetzt herrscht bei uns Winter, ein klarer Tag. Ich sitze über die Papiere desjenigen gebeugt, der anscheinend in ziemlicher Eile einiges dich Betreffendes aufgeschrieben hat, bevor deine Spur abbricht auf der letzten Seite, wo auch die Aufzeichnungen mitten im Satz ins Papierweiß der halb leergebliebenen Seite springen, als wollten sie alles davor Gesagte nichtig machen.

*Am Anfang* (Aus Ludwigs transjulischen Aufzeichnungen)

Im Winter haben sie mich dann hierher gebracht ins Spital, wo ich jetzt warte. Weiß ist alles im Winter, weiß war alles hier von Anfang an, ein weißes Spital stand ins Weiß gebaut. Auch mein Warten wurde weiß. Aber worauf nur? Diese Frage macht mich schwer und müde. Das *Auge Gottes* steht mit einem sechsfachen Ring von Mauern um uns herum gebaut.

In letzter Zeit muss ich immer an mein *allererstes* Gefühl denken: Ich glaube, ich liege in der Wiege. Wie immer, wenn etwas Neues beginnt, habe ich mir bestimmte Wörter zurechtgelegt. Aussprechen kann ich sie am Anfang natürlich noch nicht. Aber runden kann ich sie und ihr buntes Arsenal unter mir ausbreiten und dann darauf einschlafen. Beim Fenster schaut ein Leierkastenspieler herein. So vergeht der erste Tag, der Tag meiner Geburt. Ich habe einen Namen bekommen und mich darin eingewickelt wie in Milch.

*Ludwig*

3.1.81

Als ich aufwache, liegt draußen Schnee. Wieviel Zeit mag inzwischen vergangen sein? In meinen Erinnerungen rauschen die Bilder durcheinander, ein Wasserfall von Wolken, über den die grünen Frühlingsfarben heruntergleiten in einem ganz langsamen Stürzen. Dabei ist es noch weit bis zum Frühling. Ein

Arbeitstisch mit Zirkeln und Konstruktionsplänen darauf sinkt in Kaskaden von Schaum, Gischt und Tosen in die Tiefe. Solche Wasserfälle gibt es nur am Amazonas. Jemand hat mich wohl im Schlaf hierhergebracht in das hochgebaute Zimmer eines Seitenflügels im dunkleren Bau des Kinderschlafraktes. Hier gibt's lauter Weißschleierfrauen. Ihr erster Blick, wenn sie hereintreten, fällt auf meine Unvollständigkeit, als sei sie meiner mangelnden Verantwortung als Körpergeneraldirektor zuzuschreiben. Was sie denken, spiegelt sich in ihren Gesichtern, selbst wenn diese hinter Schleiern schimmern: nicht wie bei anderen Menschen liegen ja bei mir die Beine unter dem Bauch angeordnet, die diesen Bauch normalerweise wie Rammpflocke mit der Erde verbinden. Manche Menschen stehen nämlich so völlig unbeweglich da, als wären sie eingerammt. Gerade habe ich geträumt, meine Beine seien Bäume, mit denen ich über die Erdoberfläche schreite. Aber nun brauche ich nicht mehr träumen. Die Träume stellen nur die Restwurzeln eines früheren Gefühls meiner ersten Lebenshälfte dar, die mir schon wieder zu verschwimmen anfängt. Der große Schmiedemeister hat mir ja Räder gegeben, auf denen ich rolle, wie die Erde selbst rollt. Ich warte auf meinen Freund, mit dem ich gemeinsam, (wir hielten einander an unseren Händen), hier angekommen bin, im Ankunftsraum des Spitals angekommen. Dort hatte ein Bild gehangen, auf das ein Auge Gottes gemalt gewesen war. Wir kommen immer gemeinsam an, wo immer wir auch ankommen. Dabei verhält es sich so, dass *er* der Gehende ist und *ich* der Denkende bin. Immer dann, wenn wir zum ersten Mal einen bis dahin für uns fremden Ort betreten, muss mein Gefährte erst einmal für eine Weile hinausgehen. Denkend setze ich ihn in Bewegung. Dann liege ich allein auf dem Rücken in einem fremden Zimmer und ziehe mit meinen Blicken Kreise durch den Raum.

Betretet: Kann das Wort „betreten“ für sich stehen? So frage ich mich in solchen Momenten dann immer. Denn es ist ja stets die Rede davon, *etwas Bestimmtes* zu betreten. Mein Gefährte und ich haben immer gemeinsam, niemals getrennt, betreten: Registraturen, überheizte Ordinationszimmer in Villen mit Gärten rundherum, Schlafräume, Traumräume, Raumträume, Bäder mit endlos langen Reihen von Waschplätzen. Da ist mein Freund dann immer hinausgegangen und lange in diesem Draußen verschwunden geblieben, als habe er erst genau auskundschaften müssen, was es für uns beide bedeute. Jetzt ist er wohl

wieder einmal für eine Weile hinausgegangen. Wenn er zurückkommt, habe ich viele Fragen an ihn zu richten, weil er sich in allen diesen Dingen auskennt, vor allem mit dem Gehen.

Er ruft mich oft bei meinem Namen, und ich heiße Ludwig. Auf ein und demselben Weg sind wir herübergekommen über den Schnee von Transjulien her. Julia, so hieß die Großmutter, ebenso die Großmutter der Großmutter. Man reiht die Jahre der Generationen aneinander, die sich dann in Jahrhunderten in der Vergangenheit verlieren, je weiter man der Linie der Großmütter folgt, die alle den Namen Julia tragen. Der andere Ludwig muss jeden Augenblick hereinkommen. Er ist nicht nur mein Gefährte, sondern auch mein Zwillingsbruder. Sogar unsere Namen sind dieselben. Von Transjulien sind wir losgezogen, in Transjulien werden wir ankommen. Wir teilen uns das Bett, heimlich.

### *Schiffsleute* (Der Herausgeber)

Ich kenne diese Fragen und die Frager, die Auskünfte über Transjulien einzuholen beabsichtigen. Ununterbrochen pochen die Fragesteller bei einem am Tor, während sie beinahe fordernd hinter ihrer Frage an der Schwelle stehen. Wenn man sie nur eine Weile ignoriert, lassen sie einen ziemlich bald in Ruhe. Transjulien: Ich möchte nicht ununterbrochen an Transjulien denken müssen. Abends vielleicht, wenn ich hinüber auf *den Friedhof* (den winzigen Schifferfriedhof) gehe und ein Lichtermeer von roten Grabkerzen dort ausgebreitet liegt (und darunter zerfallen die Selbstmörder und ertrunkenen Steuermanngehilfen), während goldleuchtende Deckel ihre Hitze an die Umgebungsluft abstrahlen und den Schnee wenigstens teilweise zum Schmelzen bringen – in solchen Situationen also lässt einen das ständige Denken an Transjulien am ehesten in Ruhe, das unter derartigen Umständen in ein Brüten übergeht, das irgendwann nachgibt und einen leer zurücklässt. Was sonst sollte man an Gräbern denken als gar nichts?

Und sonst: Untertags bin ich am Stromhafen gewesen. Auf den riesigen Flächen der Betonsilos scheint genügend Leere vorhanden, um auf eine jede deinen Namen *Ludwig* zu schreiben. Schließlich besitze ich nichts anderes von dir als eben diesen deinen Namen. Man denkt sich solche Namen wie deinen geschrieben und schreibt sie gleichsam gedacht. Tag für Tag schreibe ich deinen Namen in die Winde und auf

Wasserflächen, bin dir dennoch niemals auch nur einen Schritt nähergekommen. Ich suche dich, mein einziger Freund, doch ich finde dich nicht. Transjulien ist die Ursache. Alles auf der Welt ist Transjulien, nur du nicht. Was einmal auf der Welt transjulisch geworden ist, hält man nicht aus. Du müsstest denn selbst transjulisch werden.

Der Wind treibt mich zu den Schiffen. Seltsam, alles läuft automatisch. Die Kräne drehen ihre Ausleger in einem genau berechneten Vorgang über die Schiffe und löschen deren Ladung. Ohne menschliches Zutun, wie es scheint, hängen sich die Kranhaken in die Container ein und hieven sie auf Eisenbahnwaggonen, die auf einem Totgeleise eine lange Kette bilden. Wenn der Kranarm zurückschwenkt, rollt die Waggonkette um einen Lastwaggon weiter, sodass wiederum eine leere Waggonladefläche auf den frisch herangehieften Container wartet. So treibe ich, ermüdet vom vielen Suchen, durch die nichtig gewordene, zu Betonautomaten kleinreduzierte Welt. Ich bin schon wieder weitergewandert ans Ende des Hafens, wo der Strom wieder grau und träge durch die graugrüne Wald- und Wiesenebene fließt. Dazwischen der Schifferfriedhof, über den ich bereits andeutete, man könne unter dem Einfluss seiner Atmosphäre einmal lernen, wenigstens eines der zahllosen transjulischen Wörter auszusprechen, die unausgesprochen unmittelbar den Ausgang unseres Sprachdenkens belagern und hinauswollen. Man hätte sie doch durch Aussprechen irgendwie loszuwerden, damit sie einen nicht zerreißen. An den Gräbern der Erwürgten und Verbannten, die ihre Bürden losgeworden sind, lasse ich mich vom Schein einfangen, dem Schein der Kerzen und dem allgemeinen Schein, diesem Anschein. Währenddessen arbeitet nur einige hundert Schritte weit der selbstarbeitende Hafen, vollautomatisch. Hier stehe ich weit weg von den Papieren, die dich betreffen.

„Wenn ich dich schreibe“, so habe ich geschrieben, „dann muss es dich doch geben, und ich kann anfangen, mich auf die Suche nach dir zu machen“.

Da blicke ich auf aus trüben Augen. Um mich herum im Schnee die Schiffer und Fischer, sie hinterlassen Fußabdrücke, sie sitzen in ihren Gaststuben. An der einen Wand ein frischer 81er-Abreißkalender mit lauter nicht abgerissenen Blättern. Erst drei, vier fehlen. Sie schmücken die Gräber jedes Jahr aufs Neue. Ein grüner Kranz liegt auf einem jeden der Tische. In einem berühmten Gedicht heißt es: *Könnt wohl die Zeichen sein, die*



*müde Wanderer laden ins kühle Wirtshaus ein.* Das singen sie jährlich im November.

„Du sitzt, Ludwig“, so denke ich, „an einem der Tische. Du siehst ganz so wiederhergestellt aus, benötigst jetzt den Rollfegerspringer nicht mehr“.

Transjulien, meine Idee. Alles, was ist, bist nicht du, Ludwig. Wären dagegen alle Dinge nicht, außer dir, und wären sie hinter dir doch noch irgendwo Dinge, so wäre Transjulien von seinem Tyrannen befreit. Der Tyrann – ist die Zeit. Die Idee, eines Tages von dem einen Transjulien in das andere hinüberzuwandern, hat diesen Zustand herbeigeführt. Ich bin sehr unverlässlich, kann Transjulien nur *denken*, solange ich mich selbst denken kann. So denke ich und denke in einem fort.

Da sitzt *du* nun, mein einziger Freund, an den ich unaufhörlich denke, beim unablässig strömenden Wein in der Schiffertaverne beim vollautomatischen Hafen, man braucht nur den Becher unter den Hahn halten. Kühl fließt dieser Rebensaft aus dem Fass heraus. Ich denke an dich, Ludwig. Manchmal so sehr, dass du wirklich anwesend scheinst. Wenn ich zu denken aufhöre, wird auch der Fluss des Weines sich unterbrechen. *Transjulien*, so denke ich in diesem Augenblick, als ich meine Gedanken wie ein ermüdetes Gesicht an deinen Hals lege, mein Liebster, der du so unter den Schiffen gesessen bist, *Transjulien ist ebenso unstet wie unsere Lebensbezirke, den Veränderungen ausgesetzt.*

Die Winden heben die Fracht von den Schiffsdecks, und die schließlich bis auf den letzten Waggon beladenen Güterzüge rollen in die Stadt und zum Frachtbahnhof, die automatischen Stellwerke erstellen Kurse auf den dreißig Gleisanlagen, bis der ferngesteuerte Zug am Frachtbahnsteig 27 zum Stillstand kommt. Und bisher war keiner dagewesen, der in diesen Ablauf eingegriffen hat. Da bleibt kein Platz für uns, Ludwig. Ich verfüge nicht über die Kraft, dich durch Denken ständig im Dasein zu halten. Es bedeutet schon viel, hie und da eines der transjulischen Wörter am Ausgang des Denkens ins Freie zu lassen.

Ich will zu dir zurück. Daher ist die Zeit gekommen aufzubrechen. Lange genug habe ich Transjulien in meinen Gedanken geführt und mich ganz in Gedanken aufgelöst. Man übernimmt Transjulien für eine Weile, manchmal nur so etwa für eine Stunde, ein andermal für ein Jahr, ein Jahrzehnt. Das habe ich von einem der Schiffer gehört, die in ihrem Wirtshaus „Zum grünen Kranz“ sitzen, wissende Leute. Man übernimmt

Transjulien, wie man ein Gasthaus übernimmt. Man führt es für eine Stunde, keine Rede davon, dass man sich darin niederlässt. Transjulien ist kein Ort zum Niederlassen. Es kann sich ohne Vorankündigung zu einer schier endlosen Winterlandschaft ausdehnen, es kann auf das Viereck von der Größe eines Bettes zusammenschrumpfen, in dem man liegt. Es liegt, wie es scheint, überall und nirgends.

*Direktor* (Aus Ludwigs transjulischen Aufzeichnungen)

Nacht. Meine Rollfederbeine ruhen im Spalt zwischen dem Kopfende meines Bettes und der Wand. Man kann sie sich wie Flügel vorstellen, wenn sie gerade nicht fliegen. *Später werde ich sie mir wieder an meinen Körper anlegen lassen*, so denke ich, während das Mondlicht in Form von Mondstrahlen durchs Fenster fällt und einen Schattenkampf mit den Dingen führt, einen Schattenboxkampf in langsamen Bewegungen mit unendlich vielen Zuschauern im Hintergrund dieser Dinge. Zwischen ihnen wehen die wachsamen Schleier der Weißschleierfrauen. Selbst dann, wenn die Weißschleierfrauen schlafen, wehen und wachen ihre Schleier an ihrer statt. Sie haben ihre Augen überall.

Mein kleiner Nachbar, der Bett Nachbar, dem die Hälfte seines Gesichtes fehlt, wird mir helfen. Er legt sich ja so oft zu mir, krabbelt herüber von einem Bett in das andere und legt seine Gesichtshälfte an meinen Hals. Zusammen entwickeln wir Kräfte im Traum. Seine Lippen flüstern zwischen Wachen und Schlafen Wörter seines Halbgesichts. Auch dem Mond fehlt oft die Hälfte, darin liegt doch nichts Besonderes. Am Morgen ist mir seine Art von Sprache plötzlich zu eigen geworden. Wir sind zu einem Wesen verschmolzen, dessen Kraft man erst erkennen wird, wenn ein weiterer Tag vergangen ist.

Diejenigen Frauen, die mich hier in Empfang genommen haben am Tag meiner Ankunft, murmeln abends wie im Selbstgespräch an unseren Betten. Dabei halten sie ihre Handflächen aneinandergedrückt. Die Oberweißschleierfrau kann bei ihrem Murmeln ein leises, heiseres Kratzen aus ihrem Hals nicht unterdrücken. Manchmal sieht man nur ihre fleischige Unterlippe, die sie über die Oberlippe wälzt, als bestünden beide Lippen aus dem Material eines Gesichtsknetkastens. So sehen die Weißschleierfrauen aus, wenn sie beleidigt sind. Beleidigt – sind sie immer. Eine Tafel hängt schief, ein Körper wiegt viel, ein Teller

zerbricht und die Scherben tanzen auf dem Steinboden. Später kommen sie darauf, dass der Teller in der Küche zerbrochen ist, denn wir haben doch einen Fliesenboden hier in unserem Betensaal und keinen Steinboden. Aber das lassen sie logischerweise nicht gelten. Über irgendetwas fallen sie stets her. Sie verflechten die Finger ineinander. Man kann nach einer Zeit der Übung ihre Worte von ihren Lippen lesen, wenn sie abends und morgens und mittags und am Nachmittag mit ihren verflochtenen Fingern oder zusammengepressten Handflächen bei geschlossenen Augen mit der Luft reden. Denn tatsächlich schauen diejenigen dieser Frauen, die etwa doch die Augen offenhalten, durch uns hindurch. Zuerst wollte ich antworten. Inzwischen weiß ich, *mit wem* sie reden. Sie bekommen nie eine Antwort. Ich stelle mir ihren Gesprächspartner wie den unsichtbaren und doch irgendwie schattendunklen Direktor der Anstalt vor, bei dem alle diese murmelnd und händeringend gestellten Anträge, Vorwürfe, Nebensächlichkeiten eintreffen. Aber es handelt sich nicht um den Direktor. Denn diesen bräuchte man ja nur anrufen, wenn zwar auch er jemand ist, der sich aus allen an ihn gerichteten Bitten herauswindet. Aber er ist ein Rädchen im Getriebe. Die weißgekleideten Schleierfrauen schieben ihre gemurmelten Worte tatsächlich wie Murmeln im Mund hin und her. Sie können sie weder schlucken noch ausspucken. Den ganzen Tag gehen sie mit zusammengepressten Lippen herum. Und wenn es ihnen doch einmal gelingt, etwas zu sagen, dann klingt es völlig unpassend. Lieber ist es ihnen, ihre Worte zu denken. Mit ihren Gedanken bestürmen sie den Aufenthaltsort dieses besonderen Direktors, der eine Art Dreimann-Betrieb leitet. Mit dem Junior kommen sie am besten zurecht, der wie sie selbst in weißem Gewand steckt und seine totale Unsichtbarkeit in einem fort weglächelt. Unsichtbar und ohne selbst ein Gesprächspartner zu sein, da er ja keine Antwort gibt, sitzt er an seinem Schreibtisch im Direktionszimmer. Er leitet die Eingaben wiederum weiter an den Direktor über ihm. Aus dem Gemurmel von einer der fleischigen Lippen glaube ich einmal den Namen des Direktors Nummer 2 herausgefischt zu haben – *Eilig er beißt* – so oder so ähnlich heißt er oder beißt er, der Geist. Es liegt mir auf der Zunge, selbst einmal die Antwort zu übernehmen, während die Weißschleierfrauen murmelnd unsere Betten umstehen. Aber an diese übergeordneten Stellen die Worte zu richten und wie in eine Art von Dachrinne hineinzusprechen, die am Turmfenster ganz hoch oben in einem leeren Zimmer

oder einfach ein Stück über dem Dach im unbevölkerten Himmel endet, erscheint sinnlos. Denn selbst der höchste der drei Direktoren, bei dem die von den beiden Unterdirektoren weitergesendeten Anträge eintreffen, hat noch nie je einen Antrag bearbeitet oder gar beantwortet, geschweige denn ihm stattgegeben. Es gibt *ihn* nur, damit Anträge gestellt werden und eintrudeln bei ihm. Vielleicht werde ich selbst bei einer der nächsten Gelegenheiten die Antwort sprechen, werde mitten in die Litanei und ins Gemurmel hinein ein trompetenstoßartiges Wort herauslassen. Ich werde etwas sagen, wonach die weiß verschleierten Frauen gar nicht gefragt haben. Sie werden aufhören und es nicht fassen können, dass etwas zurückgekommen ist. Eine solche Antwort gefiele dem Direktor am besten.

### *Gedankenhände*

Es vergehen einige Tage. Ich versuche nach den Dingen zu greifen, die inzwischen vorgefallen sind. Aber die Gedankenhände fahren ins Leere. Sonst graben die Gedanken Gedankengänge durch die Vormittage und langen Nachmittage, mit heißen, weißen Händen. Es ist ein weiter Weg über den Bogen, den ein Tag vom Morgen bis zum Abend beschreibt. Wer noch nie einen ganzen Vormittag gedacht und dann zu Mittag noch den unabsehbar ausgedehnten Nachmittag vor sich liegen gehabt hat, kann sich die Mühen solcher Gedankengrabungsarbeiten nicht vorstellen. Es ist nicht sicher, ob man die Augen noch geöffnet hält oder sie sich mitten im Denken geschlossen haben. Dann fallen plötzlich weiße Vorhänge von der Decke herunter. Man muss mit seinen Gedanken einen Weg durch ein Labyrinth von schaukelnden Vorhängen durch den ganzen Tag ertasten. Bald weiß man nicht mit Sicherheit, von welcher Seite das Licht kommt, dann weiß man es überhaupt nicht mehr. Ich werde schwer von diesem Licht. Deshalb muss ich die Gedankenhände in den Schoß legen, denn ich bin bald ermüdet gewesen von meinen Versuchen. Umgekehrt haben *mich* früher einmal solche Hände berührt, in stundenlangen Wanderungen auf meiner Brust und Stirn und durch die Senke des Bauches, das ist insgesamt ein Weg von mehreren Stunden. Nur kann ich selbst nicht zurückgreifen mit solchen Händen, wie die anderen Menschen es täten. Jemand hat gerufen: „Zeit zum Aufstehen!“ Man hat mir meine Federhände und Radfederbeine abgehängt und in den Spalt zwischen meinem Bett und der Wand gestellt,